

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

14.11.1920 (No. 46)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No. 46



14. Nov. 1920

Julius Fischer / Eine Einführung in das philosophische Denken.

Das Geistesbildende und Interessante in der Philosophie liegt weniger in der Lösung der Probleme, als in der Problemstellung selbst. Indem wir die Probleme und Fragen, die uns die Vernunft stellt, aussuchen, vertiefen wir uns in unser eigenes Denken und lernen Denken. Im Selbstgespräch verdoppelt sich unser Ich, und dies andere Ich wird unser Freund, zu dem wir uns flüchten können in einsamer und trüber Zeit.

Mein Plan für heute ist, das interessanteste Problem der Philosophie: Was ist das Wesen der Welt? zu besprechen, den Weg der Lösung zu zeigen, den vor fast zweieinhalbtausend Jahren die Griechen gegangen sind, dann selbst die Lösung des Problems zu versuchen und bei diesem Versuch den Blick zu eröffnen in neue Fragen und Probleme.

Es ist einleuchtend, daß der Frage: Was ist das Wesen der Welt? eine Vorfrage vorausgehen muß, nämlich die, wo wir dieses Wesen zu suchen haben, in welcher Form es sich zeigt.

Bei Beantwortung dieser Vorfrage ergab sich in der griechischen Philosophie des 6. Jahrhunderts vor Christus ein merkwürdiger Widerspruch innerhalb unseres Erkenntnisvermögens, sagen wir: zwischen der Vernunft und der sinnlichen Erfahrung.

Die Vernunft sagt mit absoluter Bestimmtheit, daß aus dem Nichts Nichts entstehen und, daß Nichts in Nichts übergehen kann, daß wir also das Wesen der Welt voraussetzen müssen als nicht entstanden, nicht geworden, also auch nicht dem Werden und der Veränderung unterworfen, als ewig unveränderlich beharrend.

Die sinnliche Erfahrung lehrt uns dagegen, daß alles was Objekt unserer sinnlichen Erkenntnis wird, dem Werden und der Veränderung unterliegt. Die von uns erkannten Objekte sind geworden, werden erkannt als gewordene Objekte und als solche festgehalten, unterliegen aber der ständigen Veränderung weiter, denn jede Veränderung ist Folge eines Grundes, diese Kette von Grund und Folge kann aber nie unterbrochen werden, denn darin besteht ja gerade das Werden.

Die Schule von Elea vertritt nun den Standpunkt der Vernunft und zieht aus ihrem Standpunkt den Schluß, daß uns die sinnliche Erfahrung auf Schritt und Tritt täuscht, denn es gibt in Wirklichkeit kein Werden, sondern nur das beharrende Eine, welches zugleich das All, das Ganze ist.

Dagegen lehrt Heraclit von Ephesus, daß das Wesen der Welt ein ewiges Werden ist, befruchtet und zum Leben gebracht durch die Weltseele, dem selber im ewigen Werden begriffenen Logos.

Die Eleaten lehren also als Form des Wesens ein ewiges Sein ohne Werden, Heraclit ein ewiges Werden ohne Sein. Es leuchtet ein, daß das Resultat dieses Widerspruchs der Zweifel ist, ob wir überhaupt die Wahrheit zu erkennen imstande sind, da wir nicht wissen, wem wir zu glauben haben, dem reinen logischen Denken, oder der sinnlichen Erfahrung.

Aus diesem wohlbegründeten Zweifel entsteht der Skeptizismus des fünften Jahrhunderts in Griechenland und aus ihm die Sophisterei, die den Grundsatz vertritt, daß es nicht darauf ankomme, den andern zu überzeugen, sondern zu überreden.

Der Skeptizismus nun wird überwunden durch folgende einfache Ueberlegung.

Unsere Erkenntnis besteht darin, daß wir die sinnlichen Eindrücke unter Begriffe bringen und im Begriffe festhalten, also in einem Zusammenwirken der sinnlichen Erfahrung, die uns die Eindrücke gibt, mit der Vernunft, welche sie durch ein Urteil unter einen bestimmten Begriff bringt — dieses sinnliche Objekt ist ein Tisch —. Nun werden wir uns in der Unterredung mit anderen Menschen darüber vollkommen klar, daß uns, Menschen, sowohl die sinnlichen Eindrücke, als auch die Begriffe, unter welche sie fallen, gemeinsam sind, wir, Menschen, bringen denselben sinnlichen Eindruck unter den gleichen Begriff. Dies ist demnach eine allen Menschen gemeinsame Grundlage der für alle gemeinsamen Erkenntnis, also auch gemeinsamen Wahrheit. Die Tatsache allein, daß wir, Menschen, miteinander reden und einander verstehen können, also die Tatsache der gemeinsamen Sprache beweist schon, daß wir eine uns allen gemeinsame Erkenntnis haben, welche für uns Grundlage der Wahrheit und Wissenschaft sein kann und muß. Der Philosoph, der diesen einfachen Beweis gegen den Skeptizismus in der lebendigen Unterhaltung mit seinen Schülern gelehrt hat, ist Sokrates.

Wir haben gesehen, daß die Vernunft mit der sinnlichen Erfahrung zusammen arbeitet und Erkenntnis schafft, also liegt es nahe zu fragen, ob denn nicht Sein und Werden auch zusammengehören, einander gegenseitig fordern? Nun ist sofort einleuchtend, daß das Werden das Sein fordert, denn, wenn gar nichts im Werden beharren würde, dann wäre ja das Werden ein Entstehen aus dem Nichts und ein Uebergehen in das Nichts. Auf die Frage, ob auch das Sein das Werden fordert, müssen wir jetzt noch die Antwort schuldig bleiben, allein es ist uns klar, welche Frage zur Förderung der Problemlösung jetzt zu stellen ist: Was beharrt denn im Werden?

Machen wir uns die Antwort an einem Beispiel klar:

Der Mensch als Individuum verändert sich ständig von der Geburt bis zum Tode, er bleibt Mensch, er erfüllt während seines Lebens den Begriff: Mensch, also lautet die Antwort auf die Frage: Im Werden des Einzelobjekts beharrt der Begriff.

Nun lag in der damaligen Zeit, in der man von einer Weltentwicklung, einer Entwicklung der verschiedenen Gattungen aus einander nichts wußte und wissen konnte, der Gedanke nahe, in den Gattungsbegriffen die beharrenden Wesen zu erblicken, deren schlechte Abbilder die konkreten Erscheinungen sind.

Diese einfache Ueberlegung bildet die Grundlage der Ideenlehre des Plato; die Ideen sind nichts anderes als die Gattungsbegriffe, erst in der Ausbildung der Lehre tritt hinter jedes Einzelobjekt dessen Idee. Nachdem wir nun gesehen haben, welchen Weg die Griechen gingen, um das Problem zu lösen, wollen wir jetzt selber den eingeschlagenen Weg weiter gehen. Die Frage, die jetzt gestellt werden muß, ist klar: Gibt es einen Begriff, unter welchen alle Einzelobjekte unserer Erkenntnis fallen? In diesem Begriff hätten wir das Wesen der Welt zu suchen.

Wenn wir die Welt, wie sie uns gegenständlich, also Objekt unserer Erkenntnis wird, betrachten und uns fragen: Unter welchen Begriff fallen alle Einzeldinge und auch die Gesamtheit der Dinge als Weltganzes? so müssen wir antworten: Alles ist materiell, fällt also unter den Begriff der Materie, denn nur als Materie wird es Gegenstand unserer sinnlichen Erfahrung und kann von der Vernunft unter Begriffe gebracht werden.

Der Begriff der Materie ist demnach der allgemeinste Begriff und bezeichnet deshalb das Wesen der Welt und auch unser eigenes Wesen, denn wir erscheinen als Objekte unserer Selbsterkenntnis in diesem Ganzen selber. Diese einfache Schlussfolgerung begründet den Materialismus.

Auf den ersten Blick erscheint diese Begründung unanfechtbar, wenn wir aber der Sache näher treten, so stoßen wir auf eine Denkschwierigkeit, die zur Denkmöglichkeit wird.

Aus dem reinen Begriff der Materie läßt sich das Leben und das Erkennen der Dinge nicht erklären; der reine Begriff der Materie enthält weder Leben noch Erkennen, sondern nur tote, bewußtlose Materie. Aus dem Nichts wird Nichts, aus der toten Materie und ihren mechanischen Kräften läßt sich Erkennen und Leben nicht ableiten. Im Denken und Wollen sind wir frei und selbsttätig; unser Denken und Wollen, die Grundlage unserer Urteile, kann nicht mechanische Wirkung mechanischer Kräfte sein; wären unsere Urteile rein mechanisch, durch äußere Ursachen bewirkt, so wären sie in jedem Falle richtig, und der Irrtum, den wir täglich erleben, unmöglich, sie wären dann aber auch keine Urteile, weil das Urteil begrifflich die Freiheit der Entscheidung voraussetzt.

Auch das Gefühl der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen, soweit sie auf unserem Denken und Wollen beruhen, wäre unerklärlich.

Wir müssen bei Begründung des Materialismus einen Fehler gemacht haben, und dieser Fehler tritt sofort hervor, wenn wir uns klar machen, daß wir ja bei Betrachtung der Welt das Ganze sowohl als auch die Einzeldinge als Objekte unseres Erkennens und nur als solche unterjucht, also das Erkennen selbst vorausgesetzt haben, denn unsere erkennende Tätigkeit bringt uns die Objekte zum Bewußtsein, das uns bewußte Objekt ist als solches, wenn es auch mit der Wirklichkeit übereinstimmen sollte, doch das Resultat unserer erkennenden Tätigkeit und kann selber diese Tätigkeit nicht erklären. Wir müssen demnach die Frage nach dem allgemeinsten Begriff, der alles unter sich faßt, erneuern und ausdrücklich zu dem materiellen Objekt unsere erkennende Tätigkeit hinzurechnen.

Unsere Frage lautet also: Haben wir einen Begriff, unter welchen sowohl die Materie, als auch das Erkennen fällt? Die Antwort lautet: Ja, es ist der Begriff der Kraft.

Die Materie zeigt sich uns in unzählig verschiedenen Arten, allen Arten ist eines gemeinsam, nämlich die Ausdehnung im Raume, jede Materie dehnt sich aus, oder ist ausgedehnt. Ausdehnung fordert Kraft, ist selbst Kraftäußerung. Ebenso erfordert das Erkennen Kraft.

Wir haben vorhin gesehen, daß unsere Erkenntnis in einem Zusammenwirken von Vernunft und sinnlicher Erfahrung besteht, wir haben daraus geschlossen, daß Sein und Werden einander fordern müssen, wir stellten auch fest, daß das Werden das Sein verlangt, konnten aber die Frage, ob auch das Sein das Werden verlangt, nicht beantworten.

Im Begriffe der Kraft ist uns die Antwort gegeben. Kraft verlangt Kraftäußerung, eine Kraft, die sich nicht äußert, ist keine Kraft, ebenso wie eine Ursache, die keine Wirkung hat, keine Ursache ist.

Jetzt vereinigt sich der Begriff des Seins mit dem des Werdens. Die Kraft ist als solche das beharrende Sein, sie äußert sich im Werden und als Werden. Der anscheinende Widerspruch zwischen Vernunft und sinnlicher Erfahrung, wie er zuerst uns entgegentrat, ist gehoben, wir haben aber dabei die Grenzen unserer Erkenntnis erreicht und festgestellt: das Wesen ist Kraft, ursprüngliche, absolute Kraft und als solche für uns unerkennt-

bar, weil wir nur die Äußerungen dieser Kraft, unsere Welt, sinnlich als Materie erkennen und durch die Vernunft unter Begriffe bringen, in denen wir das erkannte Objekt festhalten. Die Kraft selbst ist demnach für unsere Erkenntnis nur ein Begriff, nie Objekt sinnlicher Erfahrung.

Da aber die Kraft ohne Äußerung keine Kraft ist, also in ihrer Äußerung ihr eigenes Wesen zeigt und verwirklicht, so können und dürfen wir aus den Kraftäußerungen auf das Wesen der Kraft schließen.

Materie und Erkennen sind Kraftäußerungen, die beiden Seiten der Betätigung, oder Äußerung desselben Wesens, nämlich der Kraft.

Es ist klar, daß dadurch, daß die Materie nicht als Trägerin der Kraft, sondern als Kraftäußerung selbst betrachtet wird, an den Naturgesetzen, die uns die Naturwissenschaft gelehrt hat, nichts geändert wird, nur die philosophische Beurteilung wird eine andere als die des Materialismus.

Ziehen wir nun aus der Lösung des Problems die notwendigen Folgerungen:

Unser Erkennen ist Werden mit dem Ziele des Bewußtseins, der bewußten Vernunft. Die absolute Kraft äußert sich auf dieses werdende Bewußtsein als Materie, die selbst in dem Entwicklungsprozeß des werdenden Erkennens einen Entwicklungsprozeß durchmacht, oder richtiger gesagt, als Entwicklungsprozeß von der unbewußten Materie durch das organische Leben hindurch zum Menschen erkannt wird und erkannt werden muß, wenn wir die Welt lediglich als Objekt unseres Erkennens betrachten.

Was sich entwickelt, entwickelt sich zu seinem eigenen Wesen, in dem Resultat der Wesenentwicklung, der bewußten Vernunft im Menschen zeigt sich uns demnach das Wesen der Kraft als Begriff und Idee absoluter Vernunft, die als solche unserem Erkennen unerreichbar ist, da die Kraft als solche nie Objekt unserer Erkenntnis wird, da sie als beharrendes Sein der werdenden Erkenntnis unerreichbar sein muß, allein erreichbar als Idee der Aufgabe, die Vernunft zu bestätigen und zu verwirklichen.

Im Denken und Wollen sind wir frei. Freiheit ist Ursprünglichkeit. In dieser Freiheit wurzeln wir also in der absoluten Kraft. Denken und Wollen sind die beiden Seiten der Vernunft, die theoretische und praktische Seite, welche einander logisch fordern; kein Denken ohne Wollen, kein Wollen ohne Denken. Indem wir uns als vernünftige Wesen betätigen, die Forderungen der Vernunft erfüllen, bestätigen wir demnach zugleich das Wesen der Kraft, in der wir mit der Freiheit unserer Vernunft wurzeln, im Werdenprozeß unseres Lebens. Diese Betätigung auf theoretischem und praktischem Gebiet ist unsere Lebensaufgabe.

Welche Forderungen stellt die Vernunft an uns?

Die Vernunft entscheidet über Wahrheit und Irrtum, über Gut und Böse und es ist einleuchtend, daß das Wahre und Gute zugleich das Vernünftige ist, was wir erkennen, ist nie beharrendes Sein, sondern immer Werden, Kraftäußerung. Die werdende Erkenntnis der Wahrheit als Kraftäußerung ist der Kampf mit dem Irrtum, das werdende Gute als Objekt praktischer Betätigung, der Kampf mit dem Bösen. Wir schaffen uns die Lehre und Belehrung für den Kampf, den wir um diese idealen Güter zu führen haben, in der Wissenschaft und Ethik, welche selbst wieder Aufgaben der Kultur sind, der Fruchtbarmachung des inneren Menschen zum Lebenskampfe.

Wir haben gesehen, daß wir Menschen in der Freiheit unserer Vernunft im Denken und Wollen in der absoluten Kraft wurzeln, in ihr unser eigenes, gemeinschaftliches Wesen haben, dieses unser gemeinschaftliches Wesen in der Welt als Kraftäußerung zu betätigen und zu verwirklichen, ist unsere dritte Aufgabe, eine Aufgabe der Menschheit als Gemeinschaft in der Vernunft. Diese Aufgabe ist wieder ein Werden, ein Kampf. Diesen Kampf erleben wir in den Stufen seines Werdeganges, zunächst in der Familie, dann in der Gesellschaft, der Gemeinde, dem Staate, der Nation zuletzt in dem Gedanken einer Vereinigung der Völker zu gemeinsamer Arbeit. Jede Stufe stellt uns ihre eigenen Aufgaben, die mit den Aufgaben der nächsten Stufe wieder in einem Werden- und Entwicklungskampf treten, der einen Ausgleich der Interessen verlangt, nicht etwa eine Vernichtung der Interessen der niederen Stufe, da ja die Arbeit selbst den Individuen obliegt, ihre Interessen in jeder Stufe gewahrt werden müssen. Diesen Kampf um das höchste Ziel, den Ausgleich der Interessen in gemeinsamer Arbeit der Völker nennen wir Zivilisation.

Diesen sehr wichtigen Punkt möchte ich in nachfolgender logischer Konstruktion nochmals klarlegen:

Das Erkennen ist ein Werden, die Erkenntnis ist werdende Erkenntnis mit dem für uns bewußten Resultat der Vernunft im Menschen. Diese werdende Erkenntnis setzt als Kraftäußerung ursprüngliche Kraft voraus. Die ursprüngliche Kraft erzeugt die werdende Erkenntnis, ist also Subjekt derselben und, da sie zugleich deren Objekt ist, erzeugt sie werdende Selbst-erkenntnis. In ihrer Wirkung auf diese werdende Selbst-erkenntnis äußert sie sich als Materie und Weltentwicklung zur bewußten Vernunft im Menschen.

Das von uns erkannte Objekt dieser werdenden Selbst-erkenntnis ist daher als Resultat der Weltentwicklung die bewußte Vernunft in der Vielheit der Menschen nacheinander und nebeneinander mit materieller Grundlage. Der einzelne Mensch erkennt sein eigenes Wesen in seinem leiblichen Individuum, aber zugleich dieses als Glied des Ganzen, des Wesens der Weltentwicklung in der bewußten Vernunft der Menschheit. Das Ganze ist also unser eigentliches Wesen, zu dem das Individuum als Glied gehört, aus dem es sich nicht loslösen darf noch kann.

Fassen wir diese logische Konstruktion in einen einzigen Satz: Der einzelne Mensch, dessen Erkennen und Leben an sein Individuum während des irdischen Lebens als dem einzigen Werkzeug seiner theoretischen und praktischen Betätigung geknüpft ist, erkennt sein eigenes Wesen, sein wirkliches Selbst und Subjekt, die ursprüngliche Kraft als solche nie, er erkennt sie als sein wirkliches Selbst in der Weltentwicklung, deren Resultat nicht das einzelne Individuum allein, sondern die Menschheit ist, zu welcher das Individuum als dienendes Glied gehört, während das Bewußtsein als werdendes Bewußtsein am Individuum klebt, also in die Vielheit der Individuellen Subjekte nacheinander und nebeneinander zerfallen ist.

Das Individuum ist und bleibt also Objekt unseres Selbstbewußtseins und als solches das einzige Organ unseres Lebens und unserer Betätigung. Dasselbe deshalb kräftig zu erhalten, gehört zu unseren Aufgaben, aber nicht als Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Wir müssen einsehen, daß wir mit unserem Individuum dem Ganzen, welches das Bild unseres gemeinschaftlichen Wesens ist, dienen, unsere individuellen selbsttätigen Interessen des Ganzen unterordnen müssen.

Unsere dritte Aufgabe ist also der Kampf und Sieg der tätigen Menschenliebe gegen die Selbstsucht des Individuums. Diese Erkenntnis zeigt uns auch die Quelle des Guten und Bösen. Sie ist das einfache Thema der Lehre Jesu, die allerdings nicht eine Lehre der Vernunft, sondern der Religion ist.

Die Liebe zu Gott ist für Jesus zugleich die Liebe zu den Menschen und damit die Erlösung von der Sünde, die durch die damals herrschende Gesezesgerechtigkeit bei den Juden in keiner Weise in ihrem Ursprunge bekämpft wurde, denn es ist klar, daß man die Geseze erfüllen, dabei aber doch ein Bösewicht in der Gesinnung der Quelle unserer Taten, bleiben kann. Die tätige Liebe im Gegensatz zu der individuellen Selbstsucht zur Gesezegeberin in unserer Gesinnung zu machen, durch sie in der Gesinnung wiedergeboren, von der Selbstsucht befreit zu werden, ist das Mittel der Erlösung von der Sünde, denn aus Liebe in diesem Sinne können wir zwar irren, aber nicht sündigen. Mit der Lehre Jesu berühren wir das Problem der Religion und ich will dieses Problem kurz erörtern, soweit es auf der Vernunft beruht.

Die absolute Kraft war eine Forderung der Vernunft, ohne welche das Weltbild mit seiner Entwicklung zur Vernunft un-

erklärlich blieb. Betrachten wir die absolute Kraft als Gott, so betreten wir hiermit das Gebiet der Religion und den Uebergang bildet folgende Erwägung.

Die absolute Kraft, welche ursprünglich und deshalb selbsttätig ist und in deren Aeußerung oder Tätigkeit die ganze Welt mit der sich in ihr entwickelnden Vernunft fällt, erfüllt den Begriff Gottes.

Betonen wir, daß dieser Gott nie Objekt unserer Erkenntnis wird, unsere Erkenntnis und deshalb auch das Objekt unserer Erkenntnis, die Welt in Zeit und Raum transzendiert, so kommen wir zu dem transzendenten Monotheismus des Judentums und Christentums, zu dem Glauben an einen überweltlichen Gott.

Betonen wir, daß das Werden ohne ein im Werden beharrendes Sein also die Welt ohne in ihr wirkende ursprüngliche Kraft, die den Begriff Gottes erfüllt, nicht gedacht werden kann, so kommen wir zum Pantheismus, dem Glauben an Gott, der mit seiner Tätigkeit und Aeußerung, nämlich der Welt identisch ist.

Betonen wir, daß die ursprüngliche absolute Kraft zwar den Begriff Gott erfüllt, dieser Gott aber nicht als Persönlichkeit oder Subjekt gefaßt werden darf, weil diese Begriffe aus dem menschlichen Leben entliehen sind, sondern daß er als göttliche Ursache, als ursprüngliche göttliche Kraft geglaubt werden muß, so kommen wir zum Deismus.

Betonen wir, daß die absolute Kraft erst in ihrer Aeußerung und der damit verbundenen Vielheit der Kräfte ihr Wesen zeigt und betätigt, also erst in ihrer Aeußerung den Begriff Gottes erfüllt, so wird verständlich, daß die Kräfte der Natur und des menschlichen Geistes, die uns alle ursprünglich erscheinen, als Götter verehrt und geglaubt werden und wir kommen zum Polytheismus.

Betonen wir, daß die absolute Kraft für uns unerkennbar, also für unsere Erkenntnis nicht ist, so verstehen wir die Lehre des Buddhismus vom Nirvana, welches kein Nichts, sondern die völlige Verneinung des Lebens ist und ein Nichts für unsere Erkenntnis.

Für uns ist nur ein Punkt in der Lehre des Buddha interessant, weil er ein Gegenstück bildet zu unserer Auffassung von der Lebensaufgabe des Menschen.

Der Buddhismus lehrt auch, daß unser Individuum nicht unser wahres Selbst ist, daß das wahre Selbst im Nirvana, dem Absoluten, wie wir sagen, wurzelt, daß es den Trieb zum Leben hat, sich deshalb mit dem Körper verbindet, nach dessen Tod einen neuen Körper sucht (Wiedergeburt) und im Körper nur Leiden erlebt, denn alles ist dem Werden, also auch dem Bergehen unterworfen und Bergehen schafft Leiden. Die Erlösung von diesem Leiden und der ewigen Wiedergeburt findet der Mensch durch die absolute Verneinung des Lebenstriebes. Demnach ist nach der Lehre Buddha die Vernunftaufgabe des Menschen den Lebenstrieb zu verneinen und zu ertöten, wir dagegen erkennen im individuellen Leben selbst unsere Aufgabe, wir sehen und finden in ihm nicht nur Leiden, sondern auch das höchste Glück im Kampf um die idealen Ziele, welche uns die Vernunft lehrt.

Ich habe nun den Weg vollendet, den ich führen wollte, und schließe mit den Worten unseres großen Schiller, welches treffend und dichterisch herrlich unsere Lebensaufgabe beschreibt.

„Suchst du das Höchste, das Größte
Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist
Sei du es wollend, das ist's.“

Arth. Böhtlingk / Erläuterungen zu Goethes Faust. Uebermenschtum.

Uebermenschtum führte dem Teufel dich zu, in die Hölle,
Wenst du dich aus, brachte zu Gott dich zurück.

Der Begriff des Uebermenschen liegt der Faust-Gestalt in dem Maße zugrunde, daß man das Faustspiel gradwegs die Tragödie des Uebermenschen heißen könnte. Als Goethe seinen Faust konzipierte war er selbst vom Uebermenschtum noch so „belesen“, daß die Dichtung, wie dies seine Art war, ihn davon „befreien“ sollte. Im Ungeklüm des „Sturms und Drangs“ nach Natur und Wahrheit, im Bewußtsein seines „Genies“, ward er zum Himmelstürmer. Indem er des Prometheus Titanentum feierte, fühlte er sich als Selbstaegleichen.

Ich kenne nichts Hermeres
unter der Sonn', als euch Götter!

Wer half mir
wider der Titanen Uebermut?
Wer rettete vom Tode mich,
von Sklaverei?
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
heilig glühend Herz?
Und alühtest Jung und gut,
betrogen, Rettungsband
dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wo für?

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
die allmächtige Zeit

und das ewige Schicksal,
meine Herrn und deine?

Hier sit' ich, forme Menschen
nach meinem Bilde,
ein Geschlecht, das mir gleich sei,
zu leiden, zu weinen,
zu denken und zu freuen sich
und dein nicht zu achten
wie ich!

Neugierig ruft der junge Titan im Uebermüde aus der Post-
fussche heraus, über den Tod triumphierend, dem „Schwager“
Kronos zu:

Töne, Schwager, ins Horn,
raffle den schallenden Trab,
daß der Orkus vernehme: wir kommen,
daß gleich an der Türe
der Wirt uns freundlich empfangt.

Indes verlor der Ungeflüme darnum nicht die Besinnung.
Uraeiunde Natur und souveräne Geisteskraft führten ihn früh-
zeitig der Besonnenheit zu. Satte er in der Prometheus-Hymne
den Göttern und dem persönlichen Gotte die Stirn geboten, so
hieß es schon in der „das Göttliche“ überlieferten:

wir verehren
die Unsterblichen,
als wären sie Menschen,
täten im Großen,
was der Beste im Kleinen
tut oder möchte.

Der edle Mensch „sei uns ein Vorbild jener geahneten
Wesen! Es folgte, als das Gegenstück zum Prometheus, die
Hymne: „Gränzen der Menschheit“. Dem uralten, heiligen
Vater, der nicht mehr „dem Knaben gleich, der Disteln köpft, sich
an Eichen und Bergeshöhen übt“, sondern „mit gelassener Hand
aus rollenden Wolken segnende Blicke über die Erde säet“,
küßt er, kindliche Schauer treu in der Brust, den letzten Saum
seines Kleides.

Denn mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
und berührt
mit dem Scheitel die Sterne,
nirgends hatten dann
die unsichern Söhne,
und mit ihm wieslen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
markigen Knochen
auf der wohlgeartindeler,
dauernden Erde,
reicht er nicht auf,
nur mit der Eiche
oder der Rebe
sich zu vergleichen.

In der „Zueignung“, die ursprünglich die „Geheimnisse“
einleitete, und die er schließlich seinen „Gedichten“ vorsetzte
und die derart seine sämtlichen Werke einleitet, spricht die Muse,
von der er „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“
abgenommen, gradezu:

Du siehst, wie klug,
wie nötig war's, euch Wenig zu enthüllen,
kaum bist du sicher vor dem größten Trug,
kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
so glaubst du dich schon Uebermensch genug,
verräumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist du von Andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Das Kernwort der „Geheimnisse“, in welchen die Religion
allumfassender Menschenliebe zum vollsten Ausdruck kommen
sollte, lautet dementsprechend:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Hiermit sind für Goethe's „Faust“ die Richtlinien deutlich
genug gegeben.

Im Urfaust ist Faust Eingang's nach der „Uebermensch“, der
der Natur ihr letztes Geheimnis abtrotzen will. Beim Anblick
des Zeichens des Makrokosmos, des Alls, ruft er: „Bin ich ein
Gott? Mir wird so licht!“ Indes — vermag er das Ganze doch
nicht zu fassen. „Welch Schauspiel! aber ach ein Schauspiel nur!
Wo sah ich dich, unendliche Natur?“ Sich bescheidend wendet er
sich dem Zeichen des Erdgeistes zu. „Du Geist der Erde bist mir
näher!“ Und so ruft er diesen auf. „Du mußt! du mußt! Und
kostet es mein Leben!“ Als der Geist ihm in einer rötlichen
Flamme, in „widerlicher Gestalt“ erscheint — vermag er jedoch
auch dessen Anblick nicht zu ertragen, der Geist wirkt so über-
mächtig auf Faust ein, daß er erschrocken zusammenzuckt. Voran
der Geist:

Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
sahst Uebermensch dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die ohne Welt in sich erschuf,
und trug, und hegte, und mit Freudebeben
erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu Leben?
Wo bist Du, Faust, des Stimme mir erklang?

Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Dul der, den kaum mein Hauch umwittert,
in allen Lebensstufen zittert,
ein furchtbar weggekrümmter Wurm?

Wohl wirft sich der so Niedergedonnerte noch einmal in die
Brust und ruft:

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?

Neh bin's, bin Faust, bin deines gleichen!

Da der Geist sich selber schildert, wie er „am tausenden We-
sel der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid“ wirft, wagt Faust
noch das selbstbewusste Wort:

Der Du die weite Welt umschweifst,
geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich Dir!

Da indes ihm entgegenbrüt:

Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,
nicht mir!

bricht Faust endgültig zusammen.

Nicht Dir? Wem denn?

Neh Ebenbild der Gottheit?

Und nicht einmal Dir!

Wie Goethe sich ursprünglich den Pakt mit dem Teufel gedacht
hat und zu diesem überleiten wollte, ist sein Geheimnis geblie-
ben. Mit dem Zusammenbruch des Uebermenschen vor dem
Erdgeist ist Faust für Mephistopheles reif geworden. Im Ur-
faust ist dieser daher ohne weiteres alsbald zur Stelle und mit
Faust handelseinig, offenbar hat sich dieser ihm, in seiner Ver-
zweiflung ob der Grenzen seines Erkenntnisvermögens, ergeben.

In der späteren Ausarbeitung der Dichtung erwehrt sich
Faust der Suldigung der leichtgläubigen Menge, die zu ihm, als
zu ihrem vermeintlichen Retter aus der tödlichen Seuche, aufblickt,
mit dem demütigen Wort:

Vor jenem drohen steht gebückt,
der helfen lehrt und Hilfe schickt!

Dies aber ist unverkennbar ein Nachhall seiner Einfuhr, um
nicht zu sagen Befehring in der Dürernacht, da er, die Gistschale
an der Spitze, durch den christlichen Übergegang im Inneren
ergriffen, der Erde wieder zugeführt wird, ein Einschlag
ars der Zeit, da Goethe, um die Rettung seines ursprünglich
erg in Bedrängnis geratenen Faust, mit Hilfe der biblischen
Ethik ihn zu einem zweiten Hieb machte und das ganze Drama
in den Rahmen eines christlichen Mysteriespiels brachte.
Kaum, im Angesichte der untergehenden Sonne, wieder auf sich
selber zurückgeworfen, vermag Faust sich der Sehnsucht nach dem
Ueberirdischen und damit Uebermenschtum nicht zu erwehren.

Ja, wäre nur ein Zauberwandel mein!
Und trüg er mich in fremde Länder!

Damit hat er, wie Wagner alsbald feststellt, „die wohl-
bekannte Schar“ angerufen, die Hölle geist, die den Menschen
tausendfältige Gefahr bereiten. Vergeblich warnt ihn der
Philister Wagner, der „trochne Schleier“ davor. Der ver-
heerzte schwarze Pudel, mit dem Teufel im Leibe, zieht „magisch
leise Schlingen“ zu künstlichem Band um Faustens Füße und
folgt ihm, auf seinen Ruf, in die stille Einsamkeit seiner Studier-
stube.

Ein wie Anderer Faust geworden ist, als im Urfaust, be-
kundet er durch die Betrachtung, der er sich hingiebt, die religiöse
Stimmung, die über ihn kommt.

Es regt sich die Menschenliebe,
die Liebe Gottes regt sich nun.

Indes bleibt er nach wie vor darauf bedacht, hinter das
Geheimnis der Schöpfung zu kommen. Er nimmt aber, statt
zum Nostradamus, seine Zuflucht zur — Bibel.

Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
wir sehnen uns nach Offenbarung,
die nirgends würdiger und schöner brennt,
als in dem Neuen Testament.

Da auch die Offenbarung des Johannes verjagt, ihn in seinem
Erkenntnistrieb nicht weiter bringt, nimmt er seine Zuflucht
zu den schwarzen Scharen — zur „Höllengestalt“, für die „Salomons
Schlüssel“ gut ist, und somit zur — Magie. Um den
Höllengeist, der ihm zu Diensten sein soll, herbei zu zaubern,
geht er so weit, das Zeichen des Kreuzes und damit den Ge-
kreuzigten ins Gesicht zu führen; nur das „dreimalige Licht“,
die Dreieinigkeit und damit die Gottheit selbst bleibt aus dem
Spiele. Damit hat er sich wieder zum Uebermenschtum auf-
geschwungen.

Wie seiner Zeit der Erdgeist, so wird auch Mephistopheles
darauf bedacht sein, den sich als Uebermenschen Geberbenden, in
seine menschlichen Schranken zurückzuweisen. Wie er sich selbst
nur einen Teil jener Kraft heißt, die stets das Böse will
und stets das Gute schafft, so ruft er Faust zu:

uns hat Gott in die Finsternis gebracht,
und euch tanzt einzig Tag und Nacht.

Faust solle, da er das Unmögliche will, höhnt Mephistopheles,
sich mit einem „Herrn Mikrokosmos“ assoziieren!

Faust, was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
der Menschheit Krone zu erringen,
nach der sich alle Ehre bringen?

Mephistopheles. Du bist am Ende — was du bist.
 Seh dir Perücken auf von Millionen Locken,
 seh deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
 du bleibst doch immer, was du bist.

Dem vermag Faust nicht zu widersprechen.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
 Des Menschengelüsts auf mich herbeigerafft.

Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
 bin dem Unendlichen nicht näher.

Daß der Gott, der ihm im Busen wohnt, sein Innerstes
 erregen kann, der über allen Kräften thronet, nach
 außen nichts zu bewegen vermag, bringt ihm seine mensch-
 liche Ohnmacht so zum Bewußtsein, daß er verzweifelt ausruft:

Und so ist mir das Dasein eine Last,
 der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Er weiß sich absolut nicht zu beschneiden, sich in sein Men-
 schtum zu finden. Damit ist er für den Pakt mit Mephistopheles,
 der „Höllensbrut“, abermals reif geworden. Wohl will er nicht
 aufhören, nach der Menschheit Krone zu ringen, will er sich nie
 auf ein Faulbett legen, nicht Genuss, sondern Erkenntnis, ver-
 spricht er nichts, als was „das Streben seiner ganzen Kraft“
 ist, allein er paktiert mit Mephistopheles, dem „Bösen“, damit
 er über alle menschlichen Schranken hinwegkommt, um des
 Uebermenschtums willen. Die „zarten Jungen“ des Mephisto-
 pheles haben mit ihrem Traummelange seine Sinnenlust neu
 geweckt. In der Hexenküche schlürft er den Trunk, der ihn
 vollends aller Besinnung beraubt. Gretchen sehen und für sich
 begehren, koste es was es wolle! ist ihm eins. So richtet er sie
 und zugleich sich selber zu Grunde.

Der Faust des ersten Teils, der sich als Ueber-
 mensch empfindende und betätigende, wird von
 Mephistopheles geholt, ist der Hölle verfallen.
 Der sich rettende des zweiten Teils ist ein völlig
 anderer. Zu neuem Leben erweckt, will er immerfort „zur
 höchsten Dasein streben“; jekt, im Bewußtsein der menschlichen
 Schranken und gewillt, diese einzuhalten. Er verzichtet darauf,
 der blendenden Sonne unmittelbar ins Gesicht zu schauen. Dies
 kann ihm nur Augenschmerz bereiten. Sie bleibe ihm im
 Rücken! und breche ihre Strahlen im bunten Farbenbogen.

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
 Ihm stime nach, und du begreift genauer:
 am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Demnach: fort mit dem Uebermenschtum!

Faust behält Mephistopheles zur Seite, und dieser bleibt
 ihm zu Diensten. Allein er soll ihm nur noch zum „höchsten
 Dasein“ in idealem Sinne verhelfen. War ihm mit dem Hexen-
 trank im Leibe die Helena die Verkörperung ausschweifender
 Sinnenlust, geschlechtlicher Begierde, sah er in der Helena nur
 das Weib und in jedem Weibe die Helena, so ist die griechische
 Heroine ihm jetzt die Verjüngungsbildung höchster, rein geistiger,
 ästhetischer Schönheit; sie aus dem Schattenreiche, dem Hades
 herauf zu beschwören, zu neuem Leben zu erwecken, sich mit ihr
 zu vermählen, wird ihm zum höchsten Ziele. Die Wohlgestalt, die
 ihn vorerst entzückte, da er im Zauberspiegel der Hexenküche
 die leibliche Schönheit des Weibes erblickte, „war nur ein
 Schaumbild solcher Schöne!“

Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
 den Inbegriff der Leidenschaft,
 Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle!

In Fausts Aufstieg zu höherem Menschtum bildet die
 Helena indes doch nur eine Etappe, einen Durchgangspunkt.
 Kaum daß sie den Euphorion (die Poesie in ihrer vollendetsten
 Form) zur Welt gebracht, so sinkt sie (ihm nach) in den Hades
 zurück. Faust behält nur ihre Gewandung, die ihn über alles
 Gemeine hinwegtragen soll, d. h. die klassische Form der Dicht-
 kunst, wie sie das Griechenland ausgebildet hat. Die Form-
 schönheit ist jedoch nicht mehr sein Höchstes. Sie muß vor der
 Seele schönheit zurücktreten. War ihm, im Hinblick auf die
 Helena, als Verjüngungsbildung höchster ästhetischer Schönheit,
 die Wohlgestalt, die ihn vorerst im Zauberspiegel der Hexen-
 küche so berückt hatte, zu einem bloßen Schaumbild gebunden,
 so wird die Helena nunmehr ihrerseits überstrahlt durch „die
 holde Form“, die ihm in Gestalt des verklärten Gretchens vor-
 schwebt. Des tiefsten Herzens frühesten Schätze quellen auf, der
 schnellempfundene, erste, kaum verstandene Blick überglänzt „fest-
 gehalten“ jeden Schab. Die holde Form, die es ihm jetzt antut,
 steigert sich wie „Seele schönheit“, löst sich nicht auf, erhebt
 sich in den Aether hin und zieht das Beste seines Inneren mit
 sich fort.

Noch ist jedoch der der Menschheit Krone Zutrebende nicht
 am Ziele. Noch hat er nicht die volle „Prüfung“ bestanden,

die seine Erlösung bedingt. Er muß dahin kommen, daß er, in
 Ueberwindung seiner Selbstsucht, im Dienste der Menschheit
 reiflos aufgeht. Dies geschieht erst dadurch, daß er nicht ruht,
 bis er auf dem jungfräulichen Boden, den er selbst dem Meere
 abgerungen, vielen Millionen Räume eröffnet hat, „nicht
 sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen“. Damit hat er des
 „Menschengeistes Meisterstück“ vollbracht. Selbst seine Erblin-
 dung hat seine zielbewußte Tatkraft nicht zu lähmen vermocht;
 sie hat diese noch gesteigert. Sein Meisterwerk in Sicherheit
 wägend, empfindet er höchste Befriedigung. Er selbst wird
 dessen Vollendung nicht erleben. Ihm genügt es, künftigen Ge-
 schlechtern wünschenswertes Dasein angebahnt zu haben. „Im
 Vorgefühl von solchem hohen Glück“ genügt er den höchsten und
 damit den letzten Augenblick, bricht er tot zusammen. Mephisto-
 pheles, der auf Zerstörung Verächtere, hat anstatt ihn, wie er
 hoffte, in die Klauen zu bekommen und zu sich in die ewige Fin-
 sternis hinabzureißen, ihn in seinem Ringen nach dem höchsten
 Dasein nur angepornt und gefördert. Mephistopheles hat die
 Wette um seine Seele, die er dem Herrgott selber fed angeboten
 hatte, verloren. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Doch
 ist „ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten
 Weges wohl bewußt“. Oder, wie zum Schluß die Engel singen:
 „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“
 — Und so geht der Geprüfte und Erprobte zum Himmel ein. Dieser
 hat gelernt“, rufen die seltsamen Knaben, „er wird uns lehren“.

Um an dies Ziel zu gelangen, hat Faust jener „Magie“ ent-
 sagen müssen, durch die er sich der menschlichen Schranken zu
 überheben versucht hatte, hat er dem Uebermenschtum, das ihn
 den „schwarzen Scharen“ überliefert und Mephistopheles in die
 Arme geführt hatte, vollends aufgeben müssen. Da sich ihm „die
 grauen Weiber“ nahen und an sein Ende mahnen, hören wir
 ihn daher rufen:

Abunt ich Magie von meinem Pfad entfernen,
 die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
 stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
 da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.

So steht er zuletzt dem Meere gegenüber. Dieses überwindet
 er, zwingt er in den Dienst des Menschen, nicht mittels des
 Fokuspolus des Mephistopheles, sondern dadurch, daß er das
 Gesetz erkennt, das demselben innewohnt und dem es sich nicht
 entziehen kann.

Und es ist möglich! Flutend wie sie sei (die Welle),
 an jedem Hügel schmiegt sie sich vorbei;
 sie mag sich noch so übermütig regen,
 gerulge Höhe ragt ihr Holz entgegen,
 geringe Tiefe zieht sie mächtig an.

Und so hat er ihr, mittels Grabens und Dammes, das Meer
 abgewonnen, auf dem er sein Gemeinwesen ins Leben ruft.
 Wollte er bereinst unbedingt hinter das letzte Geheimnis der
 Natur, und damit der Schöpfung als solcher kommen, so gibt er
 sich jetzt damit zufrieden, ihr das Gesetz abzulauschen und sie
 derart in seine Gewalt zu bekommen.

Eine Absage an das Uebermenschtum ist vor allem auch durch
 die Homunculus-Episode gegeben worden. Wenn der „edle“
 Doktor Wagner, mit Hilfe des Mephistopheles, als
 dessen Geschöpf, der Naturordnung zum Trotz, das Wunder-
 männchen in seiner Retorte erzeugt hat, so nur um mit seiner
 „Wissenschaft ad absurdum geführt zu werden. In Wahr-
 heit entstehen kann Homunculus, als Lebewesen, erst nachdem er
 sich dem „Ozean“ vermählt und in die Elemente aufgelöst hat, um
 „die Schöpfung von vorn anzufangen!“ — Um bis zum Menschen
 vorzudringen, ein Mensch zu werden, wird er durch tausend,
 aberkündend Formen hindurch müssen. Hierzu wird es uner-
 meßlicher Zeiten bedürfen. Doch strebe er auch dann nicht „nach
 höhern Orden“:

„denn bist du erst ein Mensch geworden,
 dann ist es völlig aus mit dir.“

Was will er aber auch mehr? Bemerkt Thales, der maß-
 gebende Weltweise: „s ist auch wohl sein, ein wacker Mann zu
 einer Zeit zu sein!“ — so löst ihm aus dem Munde des Proteus
 entgegen: „So einer wohl von deinem Schlag! Das hält noch
 eine Weile nach; denn unter bleichen Geisterischen seh' ich dich
 schon seit vielen hundert Jahren.“

Faust selbst ist am Schluß überzeugt, daß die Spur von
 seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen werde. Hat er,
 da er der Helena als der höchsten Schöne nachjagte, „Unmög-
 liches begehrt“, was Manto nur zu loben wußte, so genügt
 ihm schließlich, das Menschenmögliche geleistet zu haben.

Während solcherweise Goethe in seinem Faust das Ueber-
 menschtum nicht radikal genug abtun kann, hat Nietzsche, in krank-
 haftem Größenwahn, diesen mit seinem Zarathustra von neuem
 in Schwung gebracht. Ob nicht zum Verhängnis nur zu
 vieler?

E. Ungerer / Ein neuer badischer Dichter.

Von einem jungen badischen Dichter, dem Pforzheimer Hermann Erpf, möchte ich heute allen erzählen, denen Kunst mehr ist als Zerstreuung in leeren Stunden. Der Berner Selbstwyla-Verlag bringt sein erstes Drama. Es erscheint als das dritte Werk, das der selbst noch junge Verlag zu gleichem Ziele herausbringt, zur Erfüllung der bewußt gestellten Aufgabe, alemannischer Kunst Gestaltung zu verschaffen. Die wundervolle Ausgabe von Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ mit den Madrierungen des Badeners Adolf Hildenbrand war das erste, Hermann Hesses „Mannsbuch“, das unter anderem auch Erpfs Einfluss der „Sonette des täglichen Lebens“ enthielt, das zweite.

„Das Tor. Ein Vorspiel zum Schauspiel vom Leben“, so heißt Erpfs neue Dichtung. Da ich nun das schmucke Bändchen in Händen halte, um ihm einen Vorpruch mitzugeben, um allen, die es hören wollen, zu sagen: seht, da springt ein reiner Quell, — da wünscht' ich fast, ich wäre als unbeteiligt kalter Kritiker dazu gekommen. Da wünscht' ich fast, ich hätte es nicht auf zerkrümelten Zetteln entstehen sehen, die aus den Schützengräben der Westfront, aus dem Witten der Somme-Schlacht zu mir kamen, um mir zu sagen, daß inmitten der wahnwitzigen Verführung Werte-schaffende Kräfte am Werk seien, daß doch nicht alle Mäusen schwiegen im Waffentärm, daß der Krieg auch Dichtungen hervorbringen könne, die so gar keine Kriegsdichtungen sind. Solchen Abstand von dem kleinen Werk hab ich mir trotz dieses tiefen Erlebnisses für einen Augenblick gewünscht, weil ich dann viel unbefangener schreiben könnte, was es mit ihm auf sich hat. Weil ich dann nicht fürchten müßte, das Ergreifen von dem Werk verwechselt zu sehen mit dem bereitwilligen Lob des Freundes.

Sei's drum. So mögen denn hier nur einige Worte zur Einführung stehen, zur Kennzeichnung des Wesens dieser Kunst.

Von einem „Drama“ habe ich oben gesprochen. Vielleicht in doppeltem Sinne zu Unrecht, wenn man das Wort herkömmlich gebraucht. Denn es ist nur ein Stück zu einem solchen: Ein „Vorspiel“. Wie ein Altarbild wird das Ganze zu schauen sein, ein Mittelstück mit zwei Flügeln, die auf der Außenseite nochmals eine Darstellung zeigen: Vor- und Nachspiel. Auch die Innenseite des einen Flügels ist schon gemalt; des Schauspiels vom Leben erstes Stück, „der König“, liegt bereits druckfertig vor und wird demnächst erscheinen. Aber noch in anderem Sinne ist die Bezeichnung „Drama“ ungewöhnlich für diese Dichtung. Ihre Handlung fällt nicht zusammen mit dem Schicksal der handelnden Personen, sondern jeder Einzelne wird an seiner Stelle Bild oder Träger des Gesamtgeschicks. Das Schauspiel vom Leben ist die Menschheitstragödie. Die politische Seite dieser Tragödie führt der „König“ durch, in dem der Zwiespalt der Notwendigkeit einer Herrschaftsform und der Notwendigkeit ihres Zusammenbruchs unerbittlich — aber ohne alle parteipolitische Einstellung — sich uns im Geschehen einer Stunde offenbart. Wie hier, so ist noch handgreiflicher im „Tor“ kein Ablauf von Vorgängen, kein Werden, kein Lebenslängsschnitt, sondern ein Neben- und Naeinander von Erscheinungen, ein Sein, ein Lebensquerschnitt dargestellt. Wesenstypen werden geschaut in ihrer Begrenztheit, in ihrem Gegenlat und in ihrer tiefinnerlichen Zusammengehörigkeit. Es klingen in diesem Vorspiel alle Motive der drei großen Themen an, die in den mittleren Säben durchgeföhrt werden. Am ganzen zeigt es ein Anschwellen des Tons, wobei eine rhythmische Gliederung unverkennbar ist. Es setzt ein mit einem Zwiegespräch des Einen — des Ich, wenn man will — bei dunkler Bühne aus der Kulisse gesprochen, die „Gestalt“ löst sich vom „Tor“ als der Erlebende vom Spiegelbild seines Wesens und nun treten, erst einzeln, dann gruppenweise die Figuren auf, die aus dem Publikum zu kommen scheinen und durch das Tor schreiten, bis zum Schluß die „Menge“ dem „Großen Narren“ durch den feineren Boagen folgt. Aus fast epischem Eingang steigert sich stufenweise die „Handlung“ bis zum dramatischen Schluß — und bleibt doch stets „Bild“ der „Gestalt“, des schaffenden Dichters und des nachschaffenden Beschauers.

Sinnbild ist alles und doch alles unmittelbare Erlebnis. Nichts will gedeutet, alles will schlicht hingenommen werden.

Wer darauf wartet, was denn hier geschieht, wer nicht die „Bilder“ schauen kann, weil sie auch seine „Bilder“ sind, nur künstlerisch gestaltet, aus dem ungewissen Traumgebilde ins Wesenhafte erhoben, der glaubt nur Reden zu hören, der sucht nach einem Schlüssel, den er doch nur in sich finden kann, der fragt wie der „Beobachtende“ in der zweiten Hälfte des Tors:

Wir ist der Sinn des bunten Spiels verborgen.
Was soll dies Tor, was wollen diese Leute?
Sie sind des Irrtums, sind des Zufalls Leute,
sie straucheln, fallen heute oder morgen.

Ich steh und traune; viele kommen,
und jeder trägt sein Sprüchlein vor;
was soll der Mastenzug denn frommen?
Ein Tor ist schließlich nur ein Tor!

Wer aber unbefangener miterlebt, der spürt von den ersten Worten an das eigene Erlebnis: das Welterlebnis — nicht dieses oder jenes. Aus dem Zweifel am Sinn des Daseins ist dies Spiel geboren. Da kommen wohl alle Erscheinungen vor das Auge des Suchenden, der sich müht, aus ihnen Erfüllung tiefer Sehnsucht zu erhalten. Alle Gestalten des Lebens und zugleich alle eigenen Regungen der Seele spiegeln sich wider und finden ihre Einheit — im Erlebnis. Sie alle gehen durch das Tor, aber jede durch ihr Tor. Jeder spricht das aus, was seinem Wesen eigentümlich ist, jeder steht vor seiner letzten Entscheidung — und jedem ist sie eine andere. Ich aber — der Miterlebende — habe alle diese Möglichkeiten und alle diese Entscheidungen in mir selbst und schaue meinen Kampf, meinen Sieg und meine Niederlage, meinen Durchgang durch alle Tore bis zum letzten dunkelsten Tor im Spiegel der Bühne. Hohes und Nichtiges, Einiges und Alltägliches muß durch sein Tor, hofft, bangt, freut sich und ängstet sich, schreitet müde zu und schlecht trüb hindurch, die Liebenden, der Gottsucher und der Dulder, der Glühende, die große Sehnsucht und der Phantast, der Leichtsinrige, der Menschenfeind und der Verschmähte, die Wahrsagerin, der Aufgeklärte und der Betrunkene: in buntester Kette ziehen diese und noch viel mehr Gestalten vorüber; sie alle Bilder des Einen und der Welt. Letzte Möglichkeiten der Weltauffassung formt das Gespräch der drei Philosophen. Alles Todende und Schillernde, aller ewige Trug der Selbstbetäubung, alle schimmernde Welt- und Lebenslüge, die den Genuß verspricht ohne den Schweiß, religiösen Trost ohne ringenden Glauben, gerechte Güterverteilung ohne sittliche Erhebung, sie verdichten sich zum Bild des „Großen Narren“, der nicht länger mißverstanden werden könnte, als wenn man ihn als Träger einer bestimmten heutigen Parteirichtung religiöser oder politischer Art deuten wollte: denn jeder Partei gehört er an. Nirgends fehlt der große Träger, „der immer bricht, was er verspricht“.

Wer dieses bunte Spiel schon bewußt geschaut hat, ehe er das Tor liest, wer je mit klarem Auge in die Welt und in sich selbst geblickt, wer je lauschenden Ohrs der Harmonie und den Disharmonien des Lebens um und in sich hingegen war, der braucht keine Deutung des „Tors“, dem sind die Rätselworte, die der verwunderten Frage des „Beobachtenden“ antworten, keine Rätselworte mehr, sondern die enthüllte Bedeutung des Spiels:

Den Sinn zu fassen ist dir nicht gegeben?
Erhebe Herz und Geist ihn zu erleben!
Tor der Offenbaren!
Für der unbestochnen Reugen,
Pforte der zu Gast Geladenen,
Eingang der Vorübergehenden,
Weg zu allen Köstlichkeiten,
Brücke über sieben Ströme,
Quelle aller sieben Wunder,
Tal der blühend-grünen Bäume;
Garten der gereiften Früchte,
Schlüssel der verschlossnen Rätsel,
Schleier des Geheimnisvollen,
Siegel ungeprochener Worte,
Sinn und Zweck des Erdewallens,
Ziel und Aufgang alles Wollens:
Spiegel deines eignen Selbst!

Nur wenig läßt dies Zwischenpiel die Gewalt der Sprache ahnen, durch die die Fülle der Gesichte in feste Form — in ihre Form — gebannt wird. Ein Teil aus dem „Bild“ des Sterbens in den Eingangsworten wird das besser zeigen:

Er schloß das Auge; fahl verlor ich der Schimmer.
Sie senkten ihn zur ewig-lebten Ruh.

Und dunkler ward's. Da kamen alle Bäume,
da kam ein Wind, da kamen alle Blüten;
da kam die Nacht, die Berge, alle Täler,
die Wiesen; alle Bäche rauschten lauter,
die Tiere kamen, schattengleich und leise,
die Kreaturen alle; alle Wesen,
sie kamen zur vereinten Todesklage.
Und Aller Klage schwoll aus Aller Trauer
zusammenklingend an zum Sturmesbrauen,
zum überhörend wilden Laut des Kammer's:
der Mutterklammer der Erde schrie zum Himmel,
da sie ihr totes Kind zurückempfiel. —

So klagt es, juchet es, ärrt und schmäht es, jubelt und weint es durch die Dichtung bis zum höhnisch-losenden Triumphlied des Schlußes.

Walter Schmittener / Ein Posttag.

Durch den Wald klangen heftige Axtschläge. Die Sonne versuchte erst seit einer halben Stunde, sich in dem schmutzgrünen Wasser des Waldsees zu spiegeln und demnach mußte es noch außergewöhnlich früh sein. Sonst, das heißt, an anderen gewöhnlichen Werktagen, pflegten die Axtschläge erst dann die Stille des Morgens zu unterbrechen, wenn die Sonne ihre Spiegelungsversuche schon lange aufgegeben hatte und getränkt hinter den nächsten Bergen weiterzog. Heute aber, wie schon gesagt, ärgerten sich die Hasen schon recht frühe am Morgen über die unliebame Störung, die nun schon drei volle Tage anhält, denn der Mensch war in ihre Gebiete eingedrungen und machte sich bauend und auffällig bemerkbar. „Der Mensch“, das waren wir, die wir seit kurzer Zeit ein Stück Urwaldland aufgenommen hatten und eben beschäftigt waren, die Stämme für den Hausbau zu schlagen. Warum waren wir nun eigentlich so früh im Walde, warum war gerade der heutige Tag eine rühmliche Ausnahme, rühmlich in bezug auf das frühe Aufstehen? Ja, das hatte seine triftigen Gründe, denn heute war Mittwoch, und Mittwoch war Posttag, und der Posttag brachte die Briefe von zu Hause. Andere Menschen bekommen natürlich auch andere Briefe als nur solche von zu Hause, wir aber waren noch in dem glücklichen Zustand, wo weder Rechnungen, noch Steuerzettel per Post einem zugeschickt werden, sondern wo wir uns der ungekrühten Hoffnung hingeben konnten, daß Heimatpost da sei oder sogar ein Paket mit Zeitungen aus Berlin oder Hamburg oder womöglich etwas von „Ihr“, denn einer von uns war schon „er“ und sprach bei Sonnenuntergängen und lauen Mondnächten begeistert von einer gewissen „sie“. Aus der Schule wird aber nichts geschwätzt, und gewisse neugierige Personen müssen sich mit der Tatsache und dem Segen begnügen. Ich will nur noch soviel sagen zur Beruhigung meiner über ganz Deutschland verstreuten Familie, daß die „sie“ mich absolut nichts anging, mit mir auch nicht verwandt war, sondern mir in ihrer unüberbrückbaren Entfernung, wie sie ein Ozean darstellt, vorkam, wie ein magnetischer Nordpol, der die Anziehungskraft verloren hat. „Er“ natürlich war dauernd bewegt, wie eine Kompaßnadel, was sich verischen läßt, wenn man weiß, daß er ein Herz mit eiserner Treue besaß, während die Herzen der übrigen Mitglieder unserer Gesellschaft keinerlei mineralische Bestandteile aufzuweisen hatten als höchstens goldenen Leichtsinn, der aber erfahrungsgemäß weder Nordpole, noch das zarte Geschlecht anzuziehen imstande ist.

Also es war Mittwoch und Posttag und wir waren schon frühe im Walde, um wenigstens etwas gearbeitet zu haben, da ein Gang nach der Poststation nach der Aussage des eisernen Herzens mindestens einen vollen Tag in Anspruch nahm. Wir anderen drei hegten allerdings berechtigte Zweifel, und man munkelte von einsamen Baumklimpfen, die zum Niederlassen und Brieflesen einladen sollen. Andererseits war aber uns, die wir noch nie an der Station gewesen waren, die Aussicht auf einen freien Tag nicht zu unangenehm. Wir arbeiteten erst einmal bis gegen 8 Uhr, frühstückten dann ausdauernd und ergiebig und suchten darauf unseren äußeren Menschen in eine der entlegenen Poststation angemessene Eleganz zu bringen. Damals ahnten wir ja noch nicht, daß solch auffallende Kleidung uns nur als Greenhorns kennzeichnen würde und durchaus unnötig und unpassend war, aber man lernt ja nur was man in eigenen Leibe zu spüren bekommt. Wir rüsteten uns sorgfältig und wuschen uns längere Zeit als sonst. Gegen 9 Uhr war die Expedition zum Abmarsch bereit. Noch ein schneller Blick in den Spiegel, würde ich jetzt schreiben müssen, wenn Damen dabei gewesen wären; wir aber hatten das nicht nötig, da wir keinen Spiegel besaßen. Wir begutachteten uns lediglich rasch noch einmal und fort ging es, den Berg hinunter den Briefen entgegen. Unterwegs sprachen wir über die zu kaufenden Lebensmittel und Gegenstände, stritten uns natürlich darüber, wer sie später den Berg hinauf zu tragen hätte, und sprachen vor allem unsere Meinung über die Größe und Einwohnerzahl von Chinook Cove aus. Zu all unseren Aeußerungen schüttelte das eiserne Herz den Kopf und meinte, wir hätten eine grundfalsche Vorstellung von der kleinen Stadt Chinook Cove. Unterdessen waren wir von der Haupttrail abgelenkt und verfolgten einen schmalen Pfad, der an zwei Nachbarmärgen vorbei zu einem See führte. Das Wort „Farm“ bezeichnet lediglich ein aufgenommenes Stück Land, wenn auch noch kein Spatenstich und kein Axtschlag darauf getan ist. Das Wort „Pfad“ bedeutet weder Weg, noch das, was man zu Hause Feld, Wald- und Wiesenspfad nennt, sondern entweder eine Reihe gezeichnete Bäume, an welchen man sich entlangwindet im wahren Sinne des Wortes, oder ein von Tieren wie Pferde, Kühe, Haren, Hirche, Wölfe, eventuell auch Menschen niedergetreterener und oft benützter Durchbruch durch Gebüsch und Windfälle. Baumstämme sind natürlich nicht aus dem Wege geräumt, noch irgendwelche andere Hindernisse. Auch hier gilt es, sich winden und drehen und

schlängeln und vor allem aufpassen. Alle drei Bäume weit ändert sich die Richtung, münden andere Trails ein, die meist von Tieren herrühren und die, wenn man ihnen folgt, sich mit tödlicher Sicherheit im Gebüsch verlieren, so daß man weder zurück findet, noch die Richtung, aus der man kam.

Dieses wissend, gingen wir also auf der richtigen Trail weiter, einer hinter dem anderen, und bemühten uns, möglichst wenig oft hinzufallen. Als der Pfad etwas breiter wurde, und zwar so, daß unter gewissen Umständen ein Wagen ihn befahren konnte, von wo ab die Trail Road oder Straße heißt, konnten wir bequemer gehen und das eiserne Herz fühlte sich bewogen, uns ein naturgetreues Bild von Chinook Cove zu entrollen. „Kinder“, fing er an, „Ihr habt keine Ahnung, wie schnell sich eine Stadt hier in Westen entwickelt. Von Edmonson wird erzählt daß es in einer Nacht wie ein Pilz aus nichts entstand. Gerade so entwickelte sich eines Tages die Stadt Chinook Cove, und wie Ihr nachher selbst sehen werdet, ist sogar schon ein Stadtplan nötig geworden“. Wir anderen sahen an unseren Kleidern hinunter und mein Freund, der so ging, als ob er ein Pferd unter sich hätte (auf deutsch mit D-Beinen) bemerkte: „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht in baumwollenen Socken losgegangen.“ Mein anderer Freund, der seiner Länge wegen „der lange Slim“ hieß, befaß eine Zeitlang seine Hände, rückte mehrmals an seiner Krawatte und zog ein seidenes Taschentuch weiter aus der Brusttasche heraus. Ich selbst suchte meinem Hut eine angenehmere Form zu geben und malte mir im Stillen aus, welchen Eindruck wir wohl auf die Bevölkerung der Stadt machen würden. Der lange Slim erkundigte sich jetzt nach den wichtigsten Gebäulichkeiten, und knüpfte daran einige Bemerkungen über Kultur und Sitte.

„Chinook Cove“, so begann das eiserne Herz wieder, „hat ein Postgebäude, Rathaus und mehrere Stores. Kirchen sind vorhanden, viele Wohnhäuser, schöne Gärten und Obstbaumschulen. Ein Arzt wohnt dabeilbst in reizendem Bungalow und der Stolz der ganzen Umgegend ist der berühmte Pulverturm.“ Mein Freund mit den D-Beinen erkundigte sich jetzt nach der Sprache, die im Ort gesprochen würde. Und, als das eiserne Herz die englische Sprache als die populärste angab, versanken wir übrigen drei in tiefes Nachdenken und stiegen schweigend den jetzt immer steiler abfallenden Abhang hinunter. Ein feines Ohr aber konnte allerhand Worte hören, die jeder von uns dreien vor sich hin sprach, indem er die Lippen lieblich rundete und den Unterkiefer krampfhaft vorstob. „Allright, Oh yes, but certainly, don't mention it Sir, not at all, sure anyhow“ ließ sich da vernehmen, während das eiserne Herz in unverwundeter Weise grinste.

Jetzt konnte man durch die Bäume den Fluß schimmern sehen. Der Pfad fiel im Winkel von 45 Grad nach Süden ab, und wir leuchteten den Abhang hinunter, innerlich auf die Höhe schimpfend, die unsere steifen Kraven anging, aufzuweichen. Mehrere Male erkundigten wir uns, von wo aus man eigentlich die Stadt sehen könnte und erhielten jedesmal den tröstlichen Beisatz: „Gleich von der nächsten Ecke aus sieht man die Kirchtürme!“ Unten auf der Talsohle angekommen, gingen wir leicht ausschreitend dahin, das Herz voller Erwartung und das Haupt hoch erhoben. „Jetzt kommt die Government-Road“, kündigte das eiserne Herz mit diabolischem Lachen an, und wirklich fiel der Pfad plötzlich etwa zwei Meter tief steil ab und mündete auf eine unendlich staubige Straße, in deren ausgetrockneten Wagengleisen er sich verlor. Wir blieben noch einmal stehen, reinigten unsere Schuhe an den Hosen und empfingen die letzten Instruktionen über unser Benehmen in einer westkanadischen Stadt. Dann gingen wir erwartungsvoll weiter.

Was man nicht sah, waren die Kirchtürme! Was nicht kam, war die nächste Ecke, von der aus man die Stadt hätte sehen sollen. Dafür wurde es immer staubiger und immer heißer. „Noch wenige hundert Schritt“, tröstete uns das eiserne Herz. Neu belebt schritten wir vorwärts.

Eine neue Wegbiegung tauchte auf, hinter der sich der Wald zu lichten schien. Das eiserne Herz eilte vor, und als er die Biegung erreicht hatte, stieß er einen Schrei der Bewunderung aus, und rief uns zu: „Da ist die Stadt!“

Wir stürmten an die Stelle und vor uns lag „Chinook Cove“, die berühmte Stadt des North-Thompson-Tals in seiner unbegrenzten Kläglichkeit, in Form von zwei armseligen Höfen. Wir drei Menschen ohne eiserne Herzen standen da wie vom Schlag gerührt und starrten auf die trostlose, flimmernde Fläche. Der einzige, der gefast blieb, war das eiserne Herz, das außer Reichweite auf dem Boden saß und ein teuflisches Gelächter ausstieß. Eine Dame wäre in Ohnmacht gefallen, wir aber sahen uns einseitig bloß hin. Das Auge glitt an den vornehmen Anzügen auf und nieder, sprang dann zum Nächststehenden über und in stummem Einverständnis nickten wir drei Angeführten uns zu. Das eiserne Herz war einseitig vorgegangen und winkte uns aus beträchtlicher Ent-

fernung. So erhoben wir uns halt mühsam und geknickt und schoben uns langsam und stöhnend gegen die elenden Hütten vor. Wieder konnte ein feines Ohr allerhand gemurmelte Worte verstehen, aber diesmal waren es gut deutsche Ausdrücke, in denen die Worte: Teufel, Lausjunge, Mistbauer und noch andere höfliche Redewendungen reich vertreten waren.

Als wir die Poststation erreichten, war es gerade 12 Uhr und der Postwagen hatte zwei Stunden Verspätung. Eine Zeit, lange genug, um den größten Born verrauchen zu lassen. Wir selbst verrauchten etwa drei Schachteln Zigaretten, schlossen dabei Frieden, erklärten uns für vollständig besetzt und warteten nach Ablauf der zwei Stunden noch weitere drei im Schatten einer Bohnenstange.

* * *

Die Stunden schlichen dahin. Der Schatten der Bohnenstange wurde langsam länger und schob sich leise nach Osten. Von Zeit zu Zeit stand einer von uns auf, um zu sehen, ob die Poststage noch nicht in Sicht sei oder ob sich in einer der Türen des unterhand liegenden Blockhauses noch immer niemand zeige, um den Laden zu bedienen. Die Augen schmerzten, wenn man die heiße, staubige Road entlang schaute und suchten vergeblich nach einem wohlthuenden Grün. Aber da war kein grüner Flecken zu entdecken, nicht einmal grüne Fensterläden oder grau-grünes Moos. Wenn wir nach Norden schauten, sahen wir die hohen weißen Clearwater-Schneeberge, und ein Gefühl größter Sehnsucht nach Ice-cream stieg in uns auf. . . . Pöblich hörten wir ein mehrfähriges Getrappel hinter uns. Schon glaubten wir, die Stage wäre angekommen, aber nein es waren drei Indianer auf kleinen kruppigen Pferden, die im Trab auf uns zugeritten kamen. Ein kurz hervorgehobenes Rischen brachte die abgetriebenen Kaugummi zum Stehen und die Männer sprangen aus dem Sattel. Unser Erstaunen war dieses Mal nicht sehr groß, denn wir hatten schon in Kamloops viele Indianer gesehen und uns damit abgefunden, sie in einer durchaus unphantastischen Kleidung zu sehen, ohne Federn, ohne Bemalung, überhaupt ganz unindianermäßig. Wohl tragen sie noch Mokassins, Lederhosen und gestickte Gürtel, aber die trägt ja heutzutage jeder Zweite im Westen und fängt an zu schiefen, wenn man von ihm behauptet, er sähe wie ein Halsbreech aus. Die meisten Indianer sind eine Art von Cow-boys, wenigstens tragen sie das entsprechende Kostüm, trinken viel und sind jämmerlich degeneriert. Mit riesigen, klirrenden Sporen an den Hüften stolzieren sie einher, oder reiten in gelben, schwarzen, lila oder weißen, sogenannten chaps in den Hauptstraßen der Städte auf und nieder, stets im Galopp und behandeln ihre Pferde, als ob sie gefühllose Lederjüde wären. Von mongolischer Abstammung und meist brutalem Neufemern bieten sie einen zwar typischen, aber abstoßenden Anblick. Das einzig noch wirklich historische an ihnen ist vielleicht der Schmutz, die sich wohl noch aus den vergangenen Zeiten bis in das Zeitalter der Hygiene erhalten hat. Wer mit Lederstrumpfs Idealgestalten im Kopfe nach dem Westen Amerikas kommt, ist bitter enttäuscht und hat nur ein tiefes Mitleid mit diesen armseligen Resten ehemaliger Beherrscher von unermesslichen Gebieten.

Die drei schmierigen Rothäute stiegen also ab und legten sich lautlos in die pralle Sonne, während ihre Pferde da stehen blieben, wo sie zum Stehen gebracht worden waren. Die Kerle beachteten uns absolut nicht. Die anscheinend stoische Ruhe mag dem Grünhorn wohl einige Bewunderung entlocken, doch wer genau Bescheid weiß, findet, daß der größte Teil dieser Ruhe eine grenzenlose, durch Jahre hindurch kultivierte Faulheit ist.

So lagen wir denn zu siebt im heißen Sande vor der kleinen Blockhütte, die sowohl Postoffice als auch Store war, und warteten. Ein Groundhog wälzte sich die Road entlang, wirbelte unnötig viel Staub auf und verschwand als es uns liegen sah im Gebüsch nahe der Hütte. . . . Da ertönten einige Stimmen. Die Türe des größeren Blockhauses öffnete sich, verschlafen langsam und es erschien der Besitzer des Ladens.

Er war ein Mann im besten Alter. Er und seine Familie waren die einzigen Bewohner des Places und deshalb von besonderer Wichtigkeit. Drei Jüngens im Alter von 5 bis 12 Jahren halfen ihm bei seinen Geschäften als Postmeister, Friedensrichter, Storekeeper, Missionar und Arzt. Diese wichtige Persönlichkeit erschien nun und öffnete den Laden. Wir begrüßten ihn, wie man alle Menschen zu begrüßen pflegt, wenn man sie noch nicht kennt, mit einem kräftigen How do you do? Nice day to-day! und schüttelten die Hände. Seine Jüngens erschienen ebenfalls und wurden in gleicher Weise angerebet und geschüttelt. Dr. White, so hieß der Postmeister, erkundigte sich nach unserem Wohlergehen, sprach natürlich noch längere Zeit über das Wetter und versuchte dann zu erfahren, ob er in Zukunft uns als Kunden seines Geschäftes betrachten könne. Wir erzählten ihm in einem Atemzuge alles, was wir wußten, auch das, wonach er gar nicht gefragt hatte. Er aber lächelte zu allem sehr erbaunt und mag gedacht haben: Ihr könnt auch noch etwas von den Indianern lernen. Nämlich zu schweigen.

Später haben wir dann auch noch gelernt, daß man nicht jedem ersten besten seine Lebensgeschichte erzählt, und vor allem nicht, was man vorhat. Die Jüngens musterten uns mit großen Augen, was uns sehr unangenehm war, und als wir Zigaretten kaufen wollten, behauptete der Jüngste: We do not sell any poison.

Dr. White aber versprach, uns welches zu ordern mit der nächsten Post. Nun kauften wir alles, was wir uns nicht vorgenommen hatten, vergaßen das Nötigste und setzten uns schließlich auf alte Kisten, um auf die Post weiter zu warten. Warten ist überhaupt ein Zustand, den man sich im Westen erst angewöhnen muß. Oft wartet man drei Tage auf die Bahn und dann merkt man erst, daß sie gar nicht fährt. Einmal sah ich von Samstag nachmittag bis Montag früh an den Schienen und hatte mich da schon ganz häuslich niedergelassen, als der Zug endlich kam, 100 Meter weiter oben hielt und trotz meines heftigsten Protestes schlant vorbeifuhr. Also warten ist gar nichts. Man hat ja Zeit.

Der kleine Laden, um wieder zu ihm zurückzukommen, war so klein und niedrig, daß kaum 4 Personen darin stehen konnten.

Einen teureren Laden gibt es wohl nur 300 Meilen nördlicher; dieser wenigstens übertraf schon alle Erwartungen bei weitem. Was in der Stadt, wo die Preise auch schon echt englich sind, etwa zwei Dollar kostet, steigt auf dem Wege von 80 Km. (das ist von der Stadt Kamloops bis nach Chinook Cove) im Werte um 3-5 Dollar. So kann es dann einem nicht Wunder nehmen, wenn dann extra bestellte Zigaretten, die im Engrospreis 10 Cent kosten (10 Stück) hier oben mit 35 Cent pro Stück bezahlt werden müssen. So ist es mit allen Dingen.

Wir sahen noch da und grubelten über die Preise, als der kleine Blondkopf hereingeführt kam und meldete, daß die Post in Sicht sei. Alles begab sich ins Freie, und wirklich kam die Post eben um die Wegbiegung gefahren.

Wer nun glaubt, daß ein westlicher Postwagen ein Omnibus ist, der irrt sich gewaltig. Vier Mäder und zwei Pferde, das ist alles. Was sonst noch drum und dran hängt, gehört nicht unmittelbar zu dem Wagen. Im Galopp brauste die Stage vor das Haus. Die Indianer sprangen erschreckt auf, ihre Pferde bockten im Kreise herum. Die Sitte will es, daß die Post, deren Pferde den ganzen Weg sorgsam geschont werden, das letzte Stück Weg im Galopp fährt. Der Driver sprang ab, das übliche How do you do? nice day to-day! wurde auch hier ausgetauscht. Dann aber wurde gewartet, bis die Pferde ausgespannt und getränkt waren. Pferde kommen im Westen bei vernünftigen Besitzern stets vor den Menschen. Und das ist richtig so, denn Pferde sind so wichtig, wie keine fünf Menschen. Nach langem Hin und Her, das uns besonders lang erschien, wurden die Postsäcke abgeladen, in den Laden geschleppt und der Postmeister begann eine langwierige Sortierung, während sein ältester Sohn die Briefe stempelte.

Unterbesen waren noch andere Farmer aus der Gegend und Umgegend angelangt, teils zu Fuß, teils zu Pferd. „How do you do?“ erklang es von allen Seiten und auch mancher Fluch über die Hitze.

Einer nach dem anderen ging in die Hütte und kam mehr oder weniger mit Post beladen wieder heraus. Wer etwas hatte, setzte sich vor die Hütte auf eine alte Kiste und vergaß die Welt um sich. Unsere Spannung stieg aufs höchste. Da — was war das? Ein Chorus brüllte einen Namen, der nicht durch ein lautes: „Here is your man“ oder „Very well I'm coming“ beantwortet wurde. Wieder klang es aus der niederen Türe: „Somebody here whose name is Bonnimann and Killer and Mernech and maybe Smith-hiener“. Ich weiß nicht mehr, wer von uns zuerst drinnen war. Mir ist nur in Erinnerung, daß ich mein Bein an dem Türpfosten anschlag, und Herr Killer stolperte. Dann sahen wir plötzlich irgendwo im Walde schon weit weg von der Station auf dem Wege nach Hause und lassen und lassen immer wieder.

Jeder hatte etwas bekommen. Ich werde nie die kleine Tanne vergessen, oben auf dem Berge, von der aus man weit hinaus ins Tal sehen kann und wo wir unsere ersten Heimatsbriefe lasen. Ich glaube, es ist damals sehr spät geworden, und wir drei baten im Stillen das eiserne Herz um Verzeihung wegen dem häßlichen Verdachte in bezug auf einsame Plätze im Walde, an denen man Briefe liest und das Nachhausekommen vergißt. Es war schon dunkel, als wir in übermüdigter Stimmung unsere Blockhütte erreichten.

Später, als ich oft allein zur Post ging, ist es auch sehr spät geworden und unser Verständnis für diese Sache wuchs von Post zu Post.

Als wir um 12 Uhr in die Halle krochen, sprachen wir noch lange von zu Hause und es lag ein wenig Wehmut und ein leichtes Zittern in unsern Stimmen. Wenn nach zwei Stunden jemand zum Fenster herein geschaut hätte, so hätte er viele Schläfer sehen können, die im Schlafe leise lächelten.

Geschrieben im Gefangenenlager zu Brandon-Man im Dezember 1914.